

Der Welt

Illustrierte Wochenschrift



Die Welt als Schauplatz des Guten und des Bösen. Kupferstich. Wien 1972.

Spiegel

des Berliner Tageblatts

Der Wohltäter.

Von Heinrich Leis.

Er war gestorben, der Freund und Helfer der Armen, der Bedrückten und Beladenen. Man hatte ihn zu Grabe getragen, hatte vor der offenen Gruft, deren dunkle Mäule ihn nun umringt, von seinem Lebenswerk der Liebe geredet. Es war ein festliches Trauergeleit; ein langer Zug von Dankbaren und Befreunden, von Künstlern, denen er den Weg gebahnt, von Würdenträgern und glänzenden Namen folgte dem Sarg. Und die Beisetzung wurde eine Feiertagsfeier, ernst-erhaben, wie sie der stille, gütige Linderer von Not wohl kaum gehaut und vielleicht nicht einmal gewünscht, abgeneigt allem preislichen Dank, als sei es eben sein Wesen und seine Pflicht, hilfreich zu wirken mit freigebiger Schenkung. Die Stadt, die den Toten rühmte als ihren angesehenen Bürger, die mit Ehren und Blumenzweigen seine letzte Stätte überhäufte, wußte von seiner Vergangenheit nicht mehr, als daß er, unversehens reich geworden, von dem geschäftlichen Leben sich zurückgezogen und in der Ruhe des freundlichen gelegenen, von Wäldern dunkel umgrüntes Dries sein Leben zu führen und zu vollenden sich entschlossen.

In einer Zeit, die schnelllebig über großes und geringes Geschehen hinwegjagt, mußte auch der Tod dieses Wohltäters bald vergessen werden; neue Ereignisse traten ein, neue Tage brachten andere Gedanken, anderes Gespräch. Einige wenige vielleicht von den vielen, die Gutes von ihm empfangen, würden das Andenken des Toten in sich bewahren. In seiner Hinterlassenschaft aber fand man Papiere, so sonderliches Wesen und Fühlen offenbarend, daß es nicht angeht, mit ein paar Worten über seinen Todesfall hinwegzusetzen, nachdem es mit den Nekrologen und Berichten über die Trauerfeier in den Zeitungen still geworden war.

Der verstorbene Wohltäter war unverheiratet gewesen, man wußte nichts von Angehörigen oder solchen, die seinem Herzen besonders nahe gestanden, seine Liebe schien gleichmäßig über alle Menschen verteilt, sich steigend etwa nach dem Grad von Not und Bedürftigkeit. Von einem Testament war nichts bekannt; der Tod war so plötzlich über den rüstigen Mann gekommen, daß er ihm wohl nicht Zeit gelassen hatte, einen letzten Willen kundzutun. Da nun, als die Bestattung längst vorüber, nach öffentlichem Aufruf sich Verwandte einstellten, hergerüstet aus entlegenen Provinzen, schritt man, um die Angelegenheit der beträchtlichen Hinterlassenschaft zu ordnen, mit Hilfe von Rechtskundigen zur Durchsicht der Papiere. Es war, da der Verstorbene in seiner raschen, unruhigen Art sich um Verrechnung und Aufzeichnung wenig gekümmert, keine geringe Mäule des Sachtens und Prüfens; und eben bei diesem Durchstöbern entdeckte man in geheimer Tischlade ein Buch, das nur auf wenigen Blättern beschrieben unter dem Titel „Bekanntnisse“ Gedanken seines

Lebens, Ängste seines Wesens festhielt. Man las und sann und war verlegen um die Deutung. Die Alltagsklagen schüttelten die Köpfe wie über Unbegreifliches; bis eine fremde Dame, deren Name übrigens auf einer der Buchseiten in verschönerkten Zinnen mehrfach hingezeichnet, erregten Aufsehens nicht achtend, diese Papiere für sich erbat, die ihr, da niemand Einspruch erhob, schließlich auch ausgeliefert wurden.

Die vorderen Blätter waren aus dem Buch gerissen, andere durchstrichen deutlich wurde, war also zu lesen: „Nun bin ich wohlhabend und von Sorgen frei. Ich habe viel kämpfen und entbehren müssen, darüber ist mein Herz hart geworden. Immer war ich nur auf Vorteil und Gewinn bedacht. Menschen sah ich ins Unglück kommen, die mich liebten, es kümmerte mich nicht. Und nun erst, da die Not des Augenblicks von mir genommen, begreife ich, wie arm ich bin, weil ich nichts weiß von Liebe.“

Ich bin wohl abgegangen vom Weg des Rechts. Ich meinte, im Kampf des Lebens, wenn die Not drängte, sei jedes Mittel geheiligt durch die Not. Und trotz allem: Bin ich schlecht? Wenn ich es wäre, könnte ich dann noch diese Sehnsucht tragen, die mich weh und schmerzhaft erfüllt: Sehnsucht nach Liebe.“

Ich mag nicht Liebe hinnehmen wie einst, gleichgültig oder unwürdig, als Geschenk der anderen, während mein Herz doch kalt und stumm bleibt. Ich will sie mir erwerben, in mir wachsen fühlen durch gute Tat. Mit Liebe nur verdiente Liebe erkaufen, nicht weillos geliebt werden, tätig lieben und Liebe fühlen aus mir selbst.

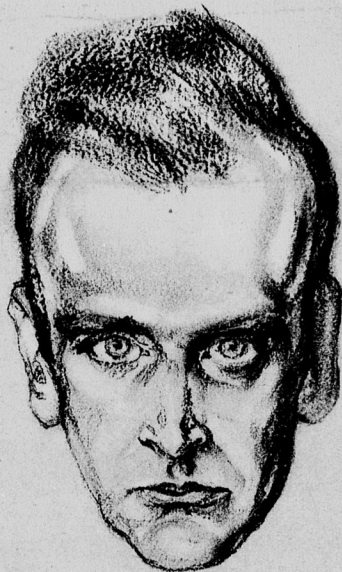
Die Zeit ist schwer, bitter die Not. Ich habe mich emporgehoben und bin aus der Verbannung gekommen an sicheren Strand. In den Wellen ringen unzählige, hoffnungslose Schwimmer. Da ist viel zu helfen, und vielleicht, wenn ich fremdes Glend lindere, gelangt es mir vielleicht, wenn ich selbst hilflos erbe: Glück und Liebe.“

Und dann, wohl Monate später geschrieben, ging es fort: „Nebstall bin ich der Not nachgegangen, in die Höfe des Schmerzes und der Armut. Ich sah die Hungernden und Mißhandelten, die Kranken und vielfältig Leidenden, und gab. Ich hätte mehr geben können, hundertfach mehr, und es wäre doch zu wenig gewesen. Denn was bedeutet es, zu geben, was entbehrlich ist?“

Da fing ich an mich zu fürchten vor einer dunklen und geheimen Bosheit in der Tiefe meines Wesens, ich wollte nicht mehr herzfremd die Stätte der Not durchwandern und gab planlos, namenlos, an zufällige Bittsteller, an Würdige oder Unwerte, ich achtete es nicht. Und es wurde nicht anders, ich fand nicht Ruhe in mir, gleichgültig ob ich mir selbst Entschuldigungen auferlegte und mich farg hielt: Immer bitterer fror um mich die Einsamkeit. Ein Gedanke lebte zäh im Sinn, dies alles sei nur neuer Reiz, durch freiwilligen Mangel, durch unnütze Selbstaufopferung meiner Mittel zu gewinnen, um vor mir selber groß und rühmlich zu sein.

So sehr ich mich nach Wärme sehnte, das Eis in meiner Brust wollte nicht tauen vor einem linden, gütigen Sonnenblick von Liebe...“

Ein paar Seiten weiter: „Ich habe nie daran gedacht, mit meinen Gaben zu prunken, ich suchte nicht Aufsehen, Lob oder Dankbarkeit, die mich nur schmerzen konnten. Aber irgendwie ist bekannt geworden, daß ich meine Kraft eingesetzt habe zum Kampf gegen das Glend, und man nennt mich Wohltäter der Stadt. Das trifft meine unselige Starchheit wie böser Hohn. Viele sind zu mir gekommen, mir zu danken, mich um Almosen oder Darlehen zu bitten. Ein Wärter war bei mir, zu sprechen über Nothilfe für die Armen seiner Gemeinde, und ihm eröffnete ich die Zweispaltigkeit im Gefühl. Er sah mich an, als hörte er Unfassliches, und endlich seine Antwort zurechtlegend, tröstete er: „Wir müssen froh sein um das Gefühl, Gutes zu wollen.“



Ernst Hardt

Zeitgenossen I:
Der Dichter Ernst Hardt, der Leiter des National-Theaters in Weimar.
Nach dem Leben von H. M. Cap.